

Christine Sommer

Schmal ist der Weg

Die Geschichte der Maria von Magdala

Schmal ist der Weg
Die Geschichte der Maria von Magdala

Roman
von
Christine Sommer

© 2023 Christine Sommer

Umschlagbild: „Übertritt ins Jenseits“

Öl, 2006, Luise Hirsch

ISBN Softcover: 978-3-99152-485-4

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors /
der Autorin: Buchschmiede von Dataform Media
GmbH, Wien

www.buchschmiede.at



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist
ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin /
des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für
die elektronische oder sonstige Vervielfältigung
und Übersetzung.

Vorwort

Anhand der Geschichte der Maria von Magdala wird der Weg einer Frau dargestellt, die von einem suchenden zu einem erkennenden und verkündenden Menschen wird.

Die treibende Kraft auf diesem Weg ist die Liebe, eine Liebe, die Besitzen- und Habenwollen überwindet und zu einer gebenden, sich schenkenden Haltung führt.

Durch das gefühlsmäßige Nachvollziehen ihres Lebens steht nicht ein geschichtlicher Bericht im Vordergrund, sondern ein zeitloser, auch heute gültiger Weg zu einem erfüllten Leben.

Christine Sommer

I. Teil

„...da fand ich ihn,
den meine Seele liebt“
(Hohelied 3,4)

Die Nacht war heiß. Mein Körper brannte. Achas hatte sich Mühe gegeben. Aber ich fühlte mich verdorrt, ausgebrannt. Nun schlief er. Sein Arm lag schwer auf mir. Darunter begannen sich aus den Schweißtropfen kleine Bäche zu bilden, die ihn an mich zu kleben schienen. Als ich glaubte, es nicht mehr ertragen zu können, zog ich mich unter ihm hervor, schlang das Tuch um meinen Körper und trat ins Freie.

Die Nacht war dunkel, der Himmel mit Wolken verhangen. Ich verspürte plötzlich den heftigen Wunsch, mich zu reinigen. Ich ging an den See und ließ mich hineingleiten. Das Wasser umspielte sanft meinen Körper, es besänftigte ihn, wenn auch nur für Augenblicke. Irgendwie fühlte ich mich noch immer befleckt, unrein.

Ein Gefühl, das sich noch verstärkte, als ich aus dem Wasser stieg, das mich beunruhigte und niederdrückte.

Auf einmal ahnte ich mehr als ich sah, dass ich nicht allein war. Zögernd wandte ich mich um.

Da sah ich, nicht einmal einen Steinwurf weit entfernt, einen Mann sitzen. Er hatte sein Kinn in die Hand gestützt und blickte mich unverwandt an. Und sein Blick war so rein und klar wie das Licht des Mondes, das plötzlich aus den Wolken hervorbrach. Seltsam berührt ging ich zum Haus zurück.

Am nächsten Morgen, als ich mit dem Krug zum Marktplatz ging, um Wasser aus dem Brunnen zu holen, hatte sich eine größere Menschenmenge versammelt. Und sie hörte gebannt und schweigend auf einen, der in ihrer Mitte stand und sprach. Ich wollte mich vorbeidrängen, da traf mich sein Blick und ich erkannte ihn wieder; er ließ mich innehalten und zuhören. Aber es war ein Hören nicht nur mit den Ohren, sondern mit dem Herzen und der ganzen Seele, das er gebot.

Was er sprach, ließ mein Herz stocken: „... gebt das Heilige nicht den Hunden und werft eure Perlen nicht vor die Schweine. Sonst zertreten sie sie mit ihren Füßen und machen dann kehrt und zerreißen euch ...“

Diese Worte drangen, schneller als der Verstand sie fassen konnte, in das Innerste meines Wesens ein und es war mir, als würde in mir eine Quelle reisten

Wassers hervorbrechen, die verdorrtes Land in ein grünes Tal verwandeln könnte.

Tief in Gedanken wandte ich mich heimwärts. Der Krug auf meinem Kopf blieb ungefüllt.

Aber was machte dies aus, da ich lebendiges Wasser in mir trug.

Achas erwartete mich schon. Er schalt mich wegen des leeren Kruges. Dann wollte er mich sofort wieder mit heißen Händen zu sich aufs Lager ziehen. Aber ich wich ihm aus. Nach einigen vergeblichen Versuchen entfernte er sich polternd und missmutig.

Ich setzte mich in den Schatten eines Baumes und begann nachzudenken. Vorsichtig – wie um das kostbare Nass in meinem Inneren nicht zu verschütten – tastete ich mich an den Sinn der Worte heran.

Gott hat mir einen schönen Körper geschenkt. Was habe ich damit gemacht? Gott hat mir leuchtendes, weiches Haar, zarte Finger, einen sanft geschwungenen Mund geschenkt. Was habe ich damit gemacht? Gott hat mir einen verständigen Sinn geschenkt. Was habe ich damit gemacht?

Ich habe mich verkauft, Stück für Stück – habe meine Perlen vor unwürdige Schweine geworfen, was bleibt mir nun? War das der Sinn des Gottesgeschenkes – habe ich je nach dem Sinn gefragt?

Brennende Scham stieg in mir hoch, würgte mich. Lass es nicht zu spät sein, Gott!

Eine weiche, ölige Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Es war Pyknos. Ich hatte ihn vergessen. Er wollte seine Schulden bezahlen. Goldenes Geschmeide brächte er mir. Er wollte es mir gleich um den Hals legen. Ich ließ es geschehen. Doch als er von hinter gierig nach meinen Brüsten griff, herrschte ich ihn an zu gehen. Er hätte genug dafür gehabt.

Etwas in meinen Augen, in meiner Stimme dürfte ihn dazu gebracht haben, sich widerstandslos zu entfernen. Er lief so schnell seine kurzen Beine seinen fetten, schwammigen Körper tragen konnten, den Hügel hinab.

Susanna, meine Vertraute, die alles mit angesehen hatte, brach in Gelächter aus, verstummte aber, als sie mein Gesicht sah, verwahrte das Gold, das ich achtlos abgestreift hatte, mit bewunderndem Ausruf sorgfältig in einem Kästchen und bereitete mir ein Bad. Ich gab mich dem duftenden Wasser hin. Dann schloss ich mich ein, legte mich auf die weichen, kühlen Kissen, nachdem ich Susanna gebeten hatte, mich bei jedwedem Besucher zu verleugnen.

Im Halbdunkel des Raumes versuchte ich die Gedanken zu fassen; sie entschlüpften mir vorerst, tanzten bald dahin, bald dorthin. Ich fühlte mich

angenehm, leicht, an der Oberfläche – und doch, als ich versuchte, in meiner Erinnerung SEINEN Blick zu bannen, überfiel es mich wieder, dieses heftige Gefühl des Aufbrechen-, des Umkehren-Müssens, als ob ich am Rande eines Abgrunds stünde, in dem ein Rudel wilder Tiere darauf lauerte, mich zu zerreißen.

Aber war eine Umkehr möglich? Hatte ich noch die Kraft dazu? Wollte ich überhaupt? Wie konnte eine solche Umkehr aussehen? Jenen Mann zu nehmen, der mich am meisten liebte, der gut zu mir war, ihm eine Anzahl Kinder zu gebären, diese aufzuziehen und an der Arbeit und Sorge um das tägliche Leben zu ersticken, wie meine Schwester Marta es tat?

Meine Freiheit, meine Sorglosigkeit, die Annehmlichkeiten des Lebens – zwar um den Preis meines Körpers und auch meiner Seele erkauft – aufgeben? Nein, niemals. Lieber sollten mich am Ende alle wilden Tiere zertreten und zerreißen, als ein solches Los auf mich zu nehmen.

Ruhelos stand ich auf. Und doch – bohrte es in mir – es musste etwas anderes geben, das für mich Erfüllung bedeutete. Aber was?

Wieder kamen mir SEINE Augen in den Sinn, dieser Blick, der in die tiefsten Wurzeln meines Wesens vorstieß und irgendeine Veränderung bewirkte, bereits bewirkt hatte.

Und ich beschloss, IHN zu suchen, SEINEN Worten zu lauschen, um zu erkennen, von welcher Art diese Veränderung war.

Am nächsten Morgen brach ich zeitig auf. Ich wählte mein Gewand mit Bedacht – es war grün, von der Farbe meiner Augen – ohne mir des Grundes bewusst zu werden, warum ich es tat.

Ich ging auf den Marktplatz und fragte nach dem Menschen, der vor der versammelten Menge gesprochen hatte. Man erzählte mir, dass ER durch Galiläa zog, die Heilsbotschaft vom Reiche Gottes verkündigte, Kranke heilte und viele andere Wunder wirkte. Man sagte mir – hinter vorgehaltener Hand – es sei der Messias selbst, Gottes Sohn.

Ich war verwirrt, beklommen. Ich verstand nicht, hatte mich mit diesen Dingen nie wirklich beschäftigt. Gottes Sohn – auf Erden, ein Mensch und doch Gott?

Ich folgte IHM in das Nachbardorf, in das ER mit SEINEN Jüngern weiter gezogen war.

Auf einem Abhang vor dem Dorfeingang lagerten sie, und um sie war eine große Schar von Menschen. Ich mischte mich unter sie, schob mich schrittweise nach vor, bis ich mich in einer der vordersten Reihen befand, und mein Herz wurde weit, als ich IHN sprechen hörte:

„Bittet, und es wird euch gegeben werden. Suchet, und ihr werdet finden. Klopfet an, und es wird euch aufgetan werden. Denn jeder, der bittet, empfängt, und wer sucht, findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan werden ... tretet ein durch die enge Pforte. Denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die auf ihm hineingehen. Doch eng ist die Pforte und schmal ist der Weg, der ins Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden.“

Und dann vermeinte ich wieder, SEINEN Blick auf mir zu spüren, ganz klar und stark, und ich erwiderte ihn. Was bedeutete er? War es ein Befehl, eine Bitte, eine Einladung?

Ich war betroffen, unsicher. Vielleicht war es nichts davon, vielleicht war es nur eine Einbildung, ein Wunsch.

Ich beschloss, bei einer Verwandten über Nacht zu bleiben, um IHM am nächsten Tag wieder begegnen zu können.

Ich war aufgewühlt, konnte nicht einschlafen, rief mir SEINE Worte in Erinnerung. Welcher war mein Weg? Der breite, der ins Verderben führte? Bis jetzt ja, da war ich sicher. Aber wie die enge Pforte finden, wie durch sie hindurch zum wahren Leben zu gelangen?

„Suchet, und ihr werdet finden. Klopfet an, und es wird euch aufgetan werden“ – und andererseits – „nur wenige sind es, die ihn finden.“ Suchen zu wenige? Warum sollte gerade ich es sein? Und welcher Preis war dafür zu bezahlen? War es der Preis der Selbstaufgabe?

Ich verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen wurde ich durch Stimmen-
gewirr geweckt. Menschen schoben sich die engen
Gassen hinaus vor das Dorf. Menschen, die andere
Menschen trugen, zerrten, stützten. Menschen, die
sich selbst schlepten, zerlumpt, verbeult, schmerz-
verzerrt, mit zuckenden Gliedern und entstellten
Grimassen. Sie alle drängten hinaus zu IHM.

Ich kleidete mich rasch an und folgte ihnen. Ekel
erfasste mich, als ich in der geifernden, spuckenden,
zuckenden, übel riechenden Menge stand – bis ich
IHN sah. SEIN Gesicht war weich und weit vor
Mitleid. Als ER ihnen SEINE Hand auflegte, diese
kraftvolle und doch zarte, diese wundervoll wohl-
geformte Hand in die Wunden und Geschwüre, auf
die Beulen und Auswüchse, da sammelte sich SEIN
Gesicht, SEIN Blick entrückte gegen den Himmel;
gespannte Stille verbreitete sich – als ER sprach:

„Geh hin, dein Glaube hat dich geheilt“ – und das
Wunder geschah, und es wiederholte sich noch viele

Male an jenem Tag. Jedes Mal mit der gleichen Intensität und Entrückung.

Und sie weinten und lachten vor Freude, sie dankten IHM und priesen Gott; sie hüpfen, tanzten und sangen, sie umarmten, küssten einander und verfielen in einen Rausch der Freude.

ER aber sank erschöpft zu Boden, wurde vom Gott zum Menschen und seine Jünger labten IHN.

Ich ging still weg. Tiefe Traurigkeit umfing mich. Wer war ER, dem solche Macht gegeben war? ER schien so weit entfernt, so unerreichbar für mich.

Ich kehrte in mein Haus zurück. Es dämmerte schon, als ich ankam. Achas saß finster blickend vor der Haustür.

„Wo bist du gewesen“ stieß er hervor.

„Kann ich nicht tun und lassen, was ich will – ich bin nicht dein Eigentum“, gab ich zurück.

„Ich wollte, du wärest es“, sagte er leise und traurig. Da tat er mir leid. War dies nicht mein Leben? Mein Haus? Der Mann, der mich liebte? Was ging mich der andere Mann an, der nur Traurigkeit und Unruhe in mein Leben brachte?

Ich ging mit Achas zu Bett. Nach längerer Zeit spürte ich meinen Körper wieder.

Das Verlangen, das Anschwellen, das Hochgetragen werden, wieder und wieder – bis zum zuckenden Augenblick der Auflösung.

Entspannt lag ich da. Neben mir hob und senkte sich Achas' braune, breite, behaarte Brust im Schlaf. War es Liebe, was ich für ihn empfand?

Mochte ich ihn wirklich, seine animalische Wärme, die Ausschließlichkeit, mit der er mich liebte, mich besitzen wollte. Engte er mich nicht ein, drängte er mich nicht in eine bestimmte Richtung, die ich nicht wollte? War es das, was mich von ihm streben ließ? Oder sein Hochmut, seine Geringschätzung, ja sogar sein Hass anderen gegenüber? Was ging es mich an, da er doch alles Gute, Lichte, Starke, das er in sich trug, auf mich konzentrierte? Aber würde er dasselbe nicht von mir verlangen, mich – meinen Körper und meine Seele – ungeteilt besitzen wollen. Meinen Körper vielleicht – meine Seele, das fühlte ich, ganz sicher nicht.

Und wieder tauchte ein Bild aus dem Grund meines Wesens auf, SEIN Bild, SEINE Augen, SEINE Hände.

Ich wollte mich dagegen wehren, es zurückdrängen, es zurückstoßen in den finstersten Winkel meines Herzens.

Aber es stand da, unverrückbar, erfüllte mich bis zum Rande, ließ mich fühlen, was ich noch nie gefühlt hatte, wie tief und weit mein Wesen war, sein konnte, sein würde und wie schmerzlich groß die Leere war, wenn das Bild verschwand.

Und wieder verfiel ich in tiefe Traurigkeit, überließ mich ihr, bis Achas erwachte und nach mir griff.

Ich schob seine Hand beiseite und erhob mich hastig. Er packte mich fest und zog mich wieder zu sich hinunter.

„Was hast du?“, fragte er mich verständnislos. Da barg ich mein Gesicht an seiner Schulter, damit er meine Bewegtheit nicht sehen konnte und sagte matt:

„Ich hatte einen schlechten Traum.“

Dann ließ ich ihn über mich ergehen, wie ich auch die folgenden Tage über mich ergehen ließ, ohne Anteilnahme, an der Oberfläche, ohne in die Tiefe zu tauchen.

Als ich IHN das nächste Mal sah, geschah es durch Zufall. Es traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es war, als ich aus dem Haus des Kaufmanns trat, wo ich ein Fläschchen duftenden Öls besorgt hatte. Es war heiß und staubig am Marktplatz. Die Luft flimmerte.

Da sah ich IHN am Brunnenrand sitzen. Allein. Müde. Mein Herz krampfte sich zusammen. Ich

wollte mich unbemerkt entfernen. Da hob ER den Blick, der mich von Anfang an magisch angezogen hatte, mich willenlos machte. Ich trat zu ihm. Da sprach er:

„Mich dürstet und meine Füße schmerzen, schöpfst du mir Wasser?“

Ich machte meine Hände zum Gefäß, schöpfte Wasser und hielt sie IHM hin. Als ER sich hinunter beugte, fühlte ich einen kurzen Augenblick SEINE Blicke auf meinen Brüsten ruhen, aber nicht gierig, begehrend, wie ich es von anderen gewohnt war, sondern von einer traurigen Verlorenheit, die mich tief berührte.

„Du weißt, wer ich bin?“

„Ja, Herr, und ich hoffe, meine Hände sind nicht zu unrein, um Dir Wasser zu geben.“

Da sah ER mich ernst an und sprach:

„Nichts, was von außen kommt, kann den Menschen unrein machen, sondern was von innen aus dem Mensch herauskommt, das macht den Menschen unrein. Wer unrein ist, aber umkehrt, wird nicht umkommen.“

Ich ließ meine Arme sinken, stand wie betäubt, während ER sich langsam, ohne umzuwenden, entfernte. ER hatte mich erkannt, ER wusste alles von

mir – und dennoch las ich aus SEINEN Augen:
„Folge mir.“

Es senkte sich ein Schleier über meine Sinne. Das kostbare Gefäß mit dem herb duftenden Öl eng an mich gepresst, eilte ich nach Hause, schloss mich ein und warf mich auf mein Lager.

Ich wusste nicht, was denken, was tun. Alles in mir war in Aufruhr. Meine Sinne, mein Geist und mein Körper wurden von unaussprechlicher Sehnsucht gepeinigt.

Bilder aus meinem bisherigen Leben bedrängten mich: die Spiele, die Tänze, die Nacktheit, die Lust, der Sinnesrausch, die Feste, die Anbetung der Schönheit, zuletzt die grausamen Verführungsspiele, das bluttriefende Haupt, das meine Gespielin Salome damals bekam. Schwarze Verzweiflung packte mich, wegwerfen wollte ich diesen Leib, der nur Sünde brachte, Leid und Überdruß. Auch Achas' Liebe galt nur meinem Körper, konnte mich nicht retten vor dem Abgrund, dem Verderben. Bittere Tränen der Reue rannen über mein Gesicht.

Da hörte ich SEINE Stimme „Suchet und ihr werdet finden – klopft an und euch wird aufgetan“, – und ich ahnte, nur ER konnte meine kranke Seele heilen, nur in SEINER Nähe konnte ich Trost und zu mir selbst finden.

Übermächtig wurde der Wunsch, IHM nahe zu sein – ich wusste, wo ER war, heute war, zufällig hatte ich es gehört: ER war bei dem Pharisäer Simon zum Gastmahl geladen – den kannte ich; heimlich war er bei mir gewesen. Er würde es nicht wagen, mir den Eintritt zu verwehren. Was dann geschehen sollte, wusste ich nicht – ich wusste nur, dass ich IHN sehen musste, sprechen musste.

Da fiel mein Blick auf das Alabastergefäß, das ich mitgebracht hatte und ich hörte nochmals SEINE Stimme „... meine Füße schmerzen ...“ und ich erkannte, was zu tun war. Ich verbarg das Gefäß in den Falten meines Gewandes und eilte zum Haus des Simon. Man ließ mich ungehindert eintreten.

Es waren viele Menschen in prächtigen Gewändern versammelt.

Die Tische bogen sich vor Köstlichkeiten. Der Duft. Der leichte Rauch, der alles schimmernd umhüllte. Ein Fest, das meine Welt war, und doch nicht mehr die meine. Ich hatte mich herausgelöst aus dem Rahmen und stand nun neben diesem Bild und war mir selbst fremd.

Da sah ich IHN bei Tische liegen, mit Simon im Gespräch. Wie einem inneren Zwang gehorchend näherte ich mich IHM. ER sah mich nicht. Dieses IHM Nahesein, und doch zugleich unendlich Fernsein